



Abend =

Zeitung.

225.

Mittwoch, am 20. September 1837.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Meißner'schen Buchdruckerei in Grimma.

Verantw. Redacteur: E. G. Th. Winkler (Th. Hrn.)

Franz Horn's zuletzt für den Druck abgeschlossener Aufsatz, nebst einigen kurzen Bemerkungen.

Durch ein Ver- oder Uebersehn sind die im 202. Stücke des Abendblattes aus der Berliner politischen Zeitung entlehnten Worte, welche den Tod des edlen Dichters mittheilen, dahin verändert, daß derselbe darin, statt Doktor der Philosophie, schlechthin der Philosoph, Franz Horn, genannt ist. Diesen Druckfehler wie billig berichtend, können wir doch nicht umhin ihn sinnreich zu finden. Wenn man unter dem Worte nicht gerade den Erfinder eines neuen philosophischen Systems, den Stifter einer Schule, oder einen bestallten Kathedermann, vielmehr, dasselbe in's Deutsche übersetzend, einen solchen versteht will, der die Räthsel der Natur und des Bewußtseyns selbstständig begriffen und gelöst, der in schöner Klarheit die Gebiete der Sittlichkeit und Schönheit in einander hinüber zu führen, und in Gedanken und Seyn, That und Wollen, Form und Idee das Ergebnis seiner harmonischen Aus- und Durchbildung herauszustellen weiß; so verdient Franz Horn jenen Namen im vollen Maße.

Ihm — dem schon als Knaben die schwierigen Fragen vorgeschwebt: was eigentlich im Menschen Recht habe, der Schmerz oder die Freude? oder Beides? und der schon damals mutig behauptet: „Das Lachen und das Weinen hat immer Recht, und nur was dazwischen liegt ist nicht sonderlich!“ — war es als Lohn des edelsten Strebens gegönnt, nicht nur in beiden Welten, der des

tiefsinnigen Ernstes, wie des allseitigsten Scherzes, heimisch zu seyn, sondern dieselben auch mit dem Zauberstabe der Poesie Andern zu öffnen, und in seinen geheiligten Kreisen als Sternbilder Eines Umlaufs erkennen zu lassen. So erscheint sein strengster Ernst durch Heiterkeit gemildert, wie dem leicht hingaukelnden Spaß nicht der sinnig bedeutsame Hintergrund fehlt, und ihm, der namentlich als lyrischer und elegischer Sänger den Tod verklärt, wie kein anderer Dichter*), war es gleichfalls gegeben, fast alle Gegenstände in den anmuthigsten Scherz tauchen zu können. Dieser erfrischende und erfreuende Hauch weht auch durch den nachfolgenden kleinen Aufsatz, welcher einer der beiden ist, die der Vollendete am Tage vor seiner ernstlicheren Erkrankung bis auf die Namensunterschrift für den Druck fertig gemacht.

Die letzte wäre nicht von Nothen gewesen, denn zu unverkennbar ist der Stempel seines Geistes und seiner innersten Wesenheit, auch in diesem kleinen Fragmente ausgeprägt. Ja, in Dinten die nicht bleichen oder verfärben hat Franz Horn seinen Namen geschrieben, aus seinen Werken werden kommenden Geschlechtern der Geist und die Gesinnung, das holde Lebensbild herausstrahlen, wenn die Stimmen alle, welche von der Lauterkeit, Lieb' und Treue, der Gediegenheit und Wahrhaftigkeit, der völli-

*) Das heißt, Keiner hat so viel- und mannigfach es ausgesprochen:
„Wie in des Todes Nacht erkuneln die Sterne des Lebens
Zwey Einen, das nur lebet im ewigen All.“
und: „Wie das Leben nur als Blüthe sprießt
Aus der die heil'ge Frucht sich einst erschließt.“
Siehe Franz Horn's Gedichte. Berlin, 1820.

gen Reiblosigkeit — welche Keinem irgend ein Glück, selbst das der Gesundheit, je mißgönnt hat — von der Milde und unendlichen Liebenswürdigkeit des theuren Lehrers und Freundes zeugen können, längst verhallt sind.

Ein Papst und der Liebesgott.

(Eine Scene aus der Geschichte der deutschen Literatur.)

Johann Peter Uz war ein überaus braver, geschickter und fleißiger Mann, hatte sich aber als Jüngling von dem Satan blenden lassen — denn was ist, bei Licht besehen, der heidnische Gott Apollo anders? — allerhand Gedichte zu machen. Diese Poeme waren meist ernsthaft und traurig und hätten deshalb noch hingehen mögen; daß er aber auch noch einen „Sieg des Liebesgottes“ in vier Gesängen beifügte in denen es doch nicht ganz ohne Schalkhaftigkeit abgehen kann, war schon bedenklicher. Das fühlte auch Uz gar sehr, und als er im Jahr 1763 von den beiden Markgrafen zu Anspach und Sulmbach als Rath und Assessor bei dem kaiserlichen Landgericht des Burggrasthums Nürnberg angestellt wurde, dankte er dem Geschick, daß man höhern, mittlern und niedern Orts von seinen schon 1749 herausgekommenen Gedichten, durchaus keine Notiz genommen habe, denn man sage auch was man will, ein Assessor mit poetischer Harfe erweckt bei hohen Obrikeiten, wenig Vertrauen, und ein kaiserliches Landgericht hat ganz andre Sachen zu verhandeln, als etwaige liebesgöttliche Siege. Uz that sich deshalb im Stillen das Gelübde, nie wieder Verse zu machen, oder doch wenigstens keine drucken zu lassen. — So hoffte er, werde bald über der ganzen Sache Gras wachsen. Indessen leben wir nun einmal in einer seltsamen Welt und das alte, eben so tiefsinnige als anmuthige Wort: „es gehe doch nirgends so wunderbar zu, als in der Welt,“ hat gar nicht Unrecht.

Es war nämlich der damalige berühmte Papst Clemens XIV. Ganganelli, den ganzen lieben Tag nicht allein und ausschließlich mit den Angelegenheiten der Kirche beschäftigt, sondern er erlaubte auch zuweilen den Musen den Eintritt in seine geheimeren Gemächer, über welche Vergünstigung sich die lieben armen Kinder ohne Zweifel sehr freu'ten, weshalb sie ihm auch aus Dankbarkeit einmal eine italienische Uebersetzung des Uzi'schen Liebesgottes zuführten. Der Papst, der es vermuthlich mit seinem großen Vorgänger, Aeneas Sylvius, hielt, nach dessen tüchtigem Ausspruche, ein Mensch ohne Liebe, kein Mensch, sondern eine „Bestie“ ist, las das ihm gebotene Gedicht mit großer Theilnahme, ja endlich mit Entzücken. Aber wer hatte es verfaßt? Ein Italiener? ein Franzose? ein Spanier? Nein! Es kam an den Tag: es war ein

Deutscher. Ein Deutscher! das hieß noch damals so viel als: ein Mann in der gefährlichsten Nähe des Nordpols, eine eisgraue Gestalt, ehrwürdig und rührend zwar, aber mit verfrorenen Fingern wohl kaum die Harfe rühren könnend, was mochte der auf seinem Rennthierschlitten von den Musen und Grazien und vollends von dem Liebesgott und dessen Siegen wissen? Alle diese Bedenklichkeiten schwanden jedoch vor dem trockenen unläugbaren Factum, der Verfasser sey nun einmal wirklich und wahrhaftig ein Deutscher, Namens Uz, jetzt bei der Kanzlei in Anspach angestellt. Anspach? wo mag das liegen? bei Hamburg? oder bei Königsberg? oder mehr nach Moskau zu? Ein großer Geograph half endlich zur reineren Erkenntniß des werthen Orts, und als man eben das Vergnügen über diese Entdeckung genoß, erhöhte sich diese Freude noch durch die Nachricht, der Markgraf Alexander halte sich gerade jetzt in Rom auf und könne ja am besten die Wisbegierde des Papstes stillen. Endlich stattete auch wirklich der Fürst in edler Höflichkeit dem Papste seinen Besuch ab, und nach Auswechslung der ersten herkömmlichen Redensarten begrüßt ihn Clemens sogleich mit dem innigen Glückwunsch, daß er in seinem Lande einen so großen liebenswürdigen, unschuldig schalkhaften Poeten wie Uz besitze. Alexander lächelte über die Munterkeit des Papstes, konnte aber über die geniale Person, die nach seinem Lande verschlagen worden sey, keine Auskunft geben. Von deutschen Poeten hatte er wenig vernommen und daß er vollends einen geheimen Vertrauten des Amor bei seiner Kanzlei angestellt habe, konnte er nicht ahnen, da ja dieser Confident selbst Niemanden von seinem näheren Verhältnisse zu dem verrufenen Götterknaben Auskunft gegeben hatte. Zum Glück war ja aber der Liebesgott in das Italienische übersetzt worden, so ließ er sich doch lesen und ward auch von dem Markgrafen als ziemlich artig anerkannt.

(Beschluß folgt.)

Vestocq und Diga.

(Fortsetzung.)

Die milde Denkungsart der Kaiserin von den Empfindungen alter Dankbarkeit unterstützt, war aber nicht zur Vollziehung dieses Urtheils zu bewegen. Eben so wenig konnte sie sich zu einer andern harten Entscheidung seines Schicksals entschließen. Vestocq blieb darüber noch fünf Jahre in Petersburg. Endlich aber kam es doch dahin daß sie seine Verbannung nach Beresow in Sibirien verfügte. Sein Vermögen wurde eingezogen und eine Belohnung seiner Feinde. Seine Gemahlin, die seine Gefangenschaft getheilt, erhielt ihre Freiheit und eine be-

sondere Pension, aber die treue Olga, die ihren Gatten über Alles liebte, zog es vor ihn in die Verbannung zu begleiten.

Mit großer Standhaftigkeit vernahm Pestocq seine traurige Bestimmung, und suchte durch freundliche Bitten und inniges Flehen seine Gattin zu überreden mit ihren beiden Kindern in Petersburg zu bleiben; aber nichts machte die Treue wankend in dem einmal gefaßten Entschluß ihrer Liebe.

Es war ein trüber nebliger Oktobertag als einige Wagen vor dem Gefängniß hielten. Pestocq umarmte seine Olga, drückte seine Söhne an das liebende Vaterherz, und zwang sich zu einer kalten Resignation, obgleich es in seinem Innern, gleich wie das stürmische Meer an schroffen Klippen kämpfte und wogte, denn noch wußte er den eigentlichen Ort seiner Verbannung nicht. Der starke kraftvolle Mann war in der langen Gefangenschaft so bleich, so matt geworden, daß er nur am Arm seiner Olga und auf den alten treuen Diener gestützt, der ihn durchaus nicht verlassen, ihn in jede Verbannung begleiten wollte, die breiten Treppen herunter steigen konnte. Viele Zuschauer hatten sich hier versammelt, welche laut murrten, denn sie sahen nur den gedemüthigten Großen, dessen Glück sie sonst beneidet, und brachen in laute Verwünschungen aus. Als Pestocq dies sah, wurde er noch bleicher und so heftig angegriffen, daß er ganz ermattet in den Wagen gehoben werden mußte. Aber dieser Anblick rührte die harten Menschen eben so wenig, als das Andenken an die vielen Wohlthaten, die die milde Olga mit immer offner Hand vertheilt hatte. O, wie brach ihr Herz fast, da man ihres Elends spottete. — So fuhren sie langsam zwischen gedrängten Neugierigen. Vergebens sah sich Pestocq nach einer mitleidigen Miene, nach einem nassen Auge um; nur Neugierde und Hohn war in allen Gesichtern. Auch schien es ihm als erblickte er unter diesen Menschen Leute von Rang, Feinde seines Hauses. Und trauernd und schweigend ging's weiter.

Beim Scheiden des kurzen Tages hatten sie bald Ischora erreicht. Pestocq war etwas heiterer geworden; freundliche Hoffnungen, gleich kosenden Genien, umkränzten sein so schwer und tief umdüstertes Gemüth mit reichen Blütenbildern der Zukunft, er hoffte nur nach der Ukraine verbannt zu werden wo Olga noch ein schönes Gut besaß; dorthin wünschte er sich jetzt mit inniger Sehnsucht, wo ihn und die Seinigen eine friedliche Stille aufnehmen sollte. — Doch die schöne Täuschung war bald schrecklich verschwunden! — Jetzt holte ihren Wagen ein Trupp Dragoner ein, welche denselben augenblicklich umringten und ein Offizier übergab Pestocq eine Schrift.

Er nahm sie mit zitternder Hand und durchlaß sie mit unruhigem Auge. Seine Blässe, seine Angst, sein zunehmendes Bittern verriethen Olga den Inhalt noch ehe er ein Wort gesagt. Er legte einige Sekunden die Hand an die nasse kalte Stirn; dann aber sagte er mit den Lauten des tiefsten unendlichsten Schmerzes: „Olga, Olga, mein geliebtes Leben, jetzt zeige den Muth deiner großen Seele! Dies Papier enthält mein Urtheil! Wir sind verbannt nach Beresow in Sibirien!“ — Laut weinend sank Olga an seine Brust und drückte einen Kuß auf seine bleichen starren Lippen; dann erhob sie sich und saß auf einmal mit ruhigem, ernstem Gesicht und ihre ganze Fassung war wieder da. — „Vorwärts!“ rief nun der Offizier und ein starkes Commando von Dragonern ritt mit gezogenen Säbeln um den Wagen her.

Sie kamen nach Ischora und betraten ein armseliges Wirthshaus. Olga suchte ihren heftig leidenden Gatten zu trösten und sagte: „Wir werden in Beresow nicht angenehm leben, aber doch leben, und da wir einander so herzlich lieben, werden wir glücklicher seyn als tausend andere Menschen!“ sie sagte das mit so ruhigen Tönen, daß es schien als rief die Stimme eines Engels: Ihr sollt glücklich leben! — „Ja mein theurer Gatte,“ fuhr sie dann fort, „ja wir werden gewiß glücklich seyn; Liebe und inniges Vertrauen sollen uns die rauhe Gegend in ein Paradies verwandeln. Was ist denn das Unglück auch mehr als ein vorübergehender ängstlicher Morgentraum! O laß uns den hohen Muth unserer Seelen zeigen!“ — Pestocq schloß das herrliche Weib fest an seine Brust, und bemühte sich eine Fassung zu erkämpfen, die seinem wunden Innern und kranken Körper ganz fremd war.

Am andern Tage wurden ihre Wagen nach Petersburg zurück gesandt, und statt ihrer fuhren Karren, mehr waren die Ribitken nicht, vor das Haus wo sie die Nacht gewesen. So ging die Reise nun auf rauhen unwegsamen Pfaden fort. Das schlechte Fuhrwerk und die Kälte der Jahreszeit wirkten auf Pestocqs schon ohnedies so heftig leidenden Körper so nachtheilig, daß er fast immer bewusstlos in Olgas Armen lag, die verzweiflungsvoll den Blick zum Himmel warf, aber durch keine Klage, keinen Laut verrieth was sie litt; oft wenn ihr Vertrauen zu Gottes Vaterhuld dem Kleinmuth über ihr Unglück ganz unterlag, dann blickte sie auf ihre beiden blühenden Knaben, die sie mit schmeichelnden unschuldigen Liebkosungen überhäufte, und die Mutterliebe hauchte wieder Balsam in ihre Seele, umlächelte sie mit dem Hoffnungsgrün der Zukunft und so gestählt gegen die Schrecken der Gegenwart, durchzogen sie die öden freudenleeren Gegenden, hin über die wüsten beeißten Steppen.

Pestocqs Zustand wurde immer bedenklicher, bald ward er so matt, daß man ihn aus, und in den Karren heben mußte. Als man nur noch eine Stunde von Twer, da erlag er ganz und bat mit schwach verhallenden Lauten ihn hier am Wege sterben zu lassen. Verzweiflungsvoll warf sich Olga dem Offizier zu Füßen und flehte den letzten Wunsch ihres Gatten zu erfüllen. Ihre Thränen rührten das harte Herz ihres Begleiters; es wurde Halt gemacht. Man war auf dem Rücken eines Berges, seit-

wirts in der Thalschlucht lag ein Dorf von beinahe hundert elenden Hütten, nur ein großes dunkles Gebäude von hohen Pappeln umhüllt erhob sich in ihrer Mitte. Zur andern Seite des Weges lag ein freundliches Birkenwäldchen, hinter welchem die Twerze sich wild über Klippen hinstürzt; bald fließt sie am Ufer in den Strudel hinein der zu einem hohen Wasserfall führt.

Unter jene hängenden Birken brachte man den leidenden Lestocq. Die Sonne sank gleich einer Feuerkugel im Meere ihrer Strahlen. Olga kniete am Lager, das man aus Mänteln und Pelzen gemacht und hielt das in heftiger Fieberhitze glühende Haupt ihres Gatten in ihren Armen. Die beiden Knaben knieten seitwärts und flehten zum ewigen Vater und mit schwachen Lauten rief er seine Söhne und gab den heftig Schluchzenden seines höchsten reichsten Segens Fülle; dann wandte er sich

an seine Olga, pries ihre hohe Liebe, dankte ihr in immer schwächeren Tönen für die Wonnestunden seines hohen ehelichen Glücks; nun blickte er noch einmal so recht innig in ihr liebes Antlitz; ein überirdischer Glanz belebte mit seltsamem Lächeln seine bleichen leidenden Züge, und sein müdes Auge schloß sich, schlaff sank sein Haupt zurück. Olga bedeckte seinen Mund mit Küssen, und als seine Züge nun immer bleicher und starrer wurden, und als ihr gräßliches Geschick ihr nun mit rauher Härte aufs Herz fiel, da bemächtigte sich halber Wahnsinn ihres Wesens und hastig sprang sie auf und lief zur steilsten Höhe, wo tief unten die Twerze wild rauschte; sie warf sich hier auf die Kniee und streckte die Hände flehend zum Himmel, dann eilte sie rasch gegen die Klippen um sich hinab zu stürzen, doch ein unbekanntes Etwas rief sie zurück und kraftlos sank sie zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Leipzig.

(Beschluß.)

Vor acht Tagen wurden drei Lustspiele gegeben, um dem Publikum Madame Schenk, welche nebst ihrem Gemahle hier engagirt ist, vorzuführen. Man hatte die „Geschwister“ von Goethe, „die Liebe auf dem Lande“ (die beiden letzten Akte aus dem „Hagestolzen“) von Iffland, endlich „die Helden von Marfano“ gewählt. Gerade „die Geschwister“ von Goethe verlangen die feinste Auffassung und eine vollendete Künstlerin für die Darstellung der Mariane, wenn die zarten Nuancen und Umrisse nicht verwischt werden sollen, in denen der Meister die Zeichnung des Charakters dieses Mädchens hielt. Diese Rolle enthält die ganze Geschichte einer Seele, eines Herzens. Kaum ist irgendwo anders, selbst bei Goethe, mit wenig Strichen so viel ausgedrückt und so unendlich mehr noch angedeutet. Mad. Schenk ist im Stande, die Mariane Goethe's zu spielen, sie hat dem Dichter Alles abgelauscht, was er mit seinem Gemälde bewirken wollte. Selten ist das Publikum so entzückt worden. Wahre Naivität ist das Durchschlagendste, das auf jedes Gemüth am stärksten wirksam. Gewisse Naturlaute finden den Eingang in jedes Herz. Madame Schenk zeigte, daß sie eine Künstlerin sey in der edelsten Bedeutung des Wortes. Die Theaterdirektion hat durch sie eine Darstellerin gewonnen, die unserer Bühne Ehre macht.

„Die Liebe auf dem Lande“ von Iffland ward nicht ungern gesehen. Die Verfasserin des „Dheims“ hat das Verdienst, durch ihre Produkte den Geschmack wieder auf jene ruhigen Schilderungen gelenkt zu haben, in denen Iffland einst excellirte. „Die Liebe auf dem Lande“ hat allerdings nicht Momente, wo Himmel und Erde erschüttert wird, wo Bosheit, Rachsucht und Unschuld mit einander kämpfen und wo dann Mord und Blut, Gespenster und Henker sich auf der Bühne stoßen und zu verdrängen suchen. Es ist ein Familiengemälde, in dem das gute Princip bei Weitem, ja allein vorwaltet. Es ist, als erholte man sich von einer ermattenden Anstrengung, wenn man jetzt solch ein Stück einmal aufführen sieht. Und dieses Lustspiel ward vorzüglich gut gegeben. Herr Düringer war als Hofrath Reinhold viel besser, denn zuvor als Wilhelm. Hier in das zweite Stück paßte seine Herzlichkeit, die schon von Natur in dem weichen Organ seiner Sprache liegt, hierhin gehörte das Aufgelöste, Hingebende seines Wesens. Als Wilhelm war Düringer zu wenig Mann. Auch dachte er nicht an seine Situation, als er einige Sätze, das Schnupftuch vor dem Munde, vortrug. Aber als Reinhold war er

sehr liebenswürdig. Seine Individualität unterstützt ihn in allen diesen Rollen, die eine sentimentale Färbung haben. Dann macht sich Alles, was er sagt und thut, so natürlich, ja nothwendig, daß der Zuschauer eine Wirklichkeit vor sich zu sehen glaubt. Ich erwähnte in diesen Blättern schon einmal, daß Düringer der beste Dheim ist (in dem Stücke gleichen Namens), der gedacht werden kann. Als Reinhold war er daher ganz in seiner Sphäre. Herr Linke und Fräulein Zell hatten ihre Partien gut gelernt und spielten sie auch ganz wohl. Madame Schenk feierte (was schon in der Rolle der Margarethe zum Theil seinen Grund hat) einen vollständigen Triumph über das mitwirkende Personal. Sie war ein so einfaches Landmädchen, ihre Herzensgüte, ihre Liebe endlich für Reinhold bestach die Zuschauer so, daß Alles nur auf diese Partie achtete. Als der Vorhang fiel, ward Madame Schenk gerufen, und die Worte, die sie sprach, wurden mit ungetheiltem Beifall beklatscht.

„Die Helden“ von Marfano, Julie: Madame Schenk, Bertha: Fräulein Wolf, erfordern gewandte Schauspielerinnen. Beide Actricen wurden gerufen; es wäre gut, wenn Beide bei uns blieben, allein Fräulein Wolf geht nach Breslau. Mad. Dessoir wird erwartet.

„Hans Heiling“ ward aufgeführt, was die Oper betrifft, und „Norma“. In dem „Hans Heiling“ von Heinrich Marschner trat Madame Düringer als Gertrud auf. Fräulein Limbach gab die Anna, Herr Richter den Heiling, Madame Franchetti die Königin der Erdgeister, Herr Becker den Stephan, Herr Freimüller den Konrad. Die Darstellung gefiel so ziemlich.

Eine Opposition aber gab es in der „Norma“ von Bellini, in der die beiden Swoboda's auftraten: Herr Swoboda als Sever, seine Frau als Adalgisa. Es scheint, als sträubten sich Einzelne im Publikum, Herrn Swoboda anzuerkennen. Allein durch ein lebendiges Spiel und einen guten Vortrag errang sich Swoboda den Beifall, den man ihm Anfangs versagen wollte. Weniger glücklich gelang dieß der Madame Swoboda, obschon auch sie sich augenscheinlich viel Mühe gab, dem Publikum die widrige Meinung zu nehmen. Da diese Sängerin bisher noch nicht unbefangenen und ruhig ihre Kraft entwickeln konnte, so wollen wir auch vorerst noch nicht entscheiden. Herr Swoboda aber hat sich als einen der wenigen Tenoristen gezeigt, die neben einer guten Gesangsschule auch frei und feurig spielen, und dieß ist ein Vorzug, der das, was etwa an der Kraft der Stimme ausgefetzt werden könnte, wohl aufwiegt; wir hoffen, daß ihn das Publikum bald lieb gewinnen wird.

Es heißt, Fräulein von Hagn werde bei uns auftreten.
Robert Heller.

Nebst dem Buch- und Kunst-Anzeiger Nr. 24 der Arnoldschen Buchhandlung in Dresden und Leipzig.